

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 24 (2011)
Heft: 10

Artikel: Der Schreiber als Selbstdenker : ein Interview mit dem
Architekturkritiker Wolfgang Pehnt
Autor: Simon, Axel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-287153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHREIBER ALS SELBSTDENKER

Er prägte die Architekturkritik.

Ein Gespräch mit Wolfgang Pehnt über den heutigen Stand des Metiers.

Text und Interview: Axel Simon,

Foto: Christof Plümacher

Am 3. September feierte Wolfgang Pehnt seinen achtzigsten Geburtstag. Seine Texte, Bücher und Radiobeiträge prägten die Entwicklung der deutschen Architekturkritik. Die Kennzeichen seiner Texte: profunde Argumentation, klare Sprache und eine ebenso klare Haltung, die für Angemessenheit und Menschennähe in der Architektur eintritt. Was Pehnt aber nicht daran hinderte, sich schon früh auch für formale Ausschweifungen zu interessieren – 1973 veröffentlichte er das Standardwerk «Die Architektur des Expressionismus», das in mehreren Überarbeitungen und Sprachen erschien. Zu seinem Geburtstag zeigte das Deutsche Architekturmuseum (DAM) in Frankfurt am Main im Spätsommer eine kleine Ausstellung. Zuerst im von Oswald Matthias Ungers erbauten «Haus im Haus» am Museumsufer lagen auch alle anderen Pehnt-Bücher in den Vitrinen: Sammelbände seiner Essays, Bücher über einzelne Architekten, seine Epochen-darstellung «Deutsche Architektur seit 1900». Daneben Zeichnungen oder illustrierte Briefe von Karljosef Schattner, Rudolf Schwarz oder Heinz Bienefeld. Utopische Aquarelle von Hermann Finsterlin und Hans Poelzig schmückten die Wände, auch das Kirchengebirge in Neviges von Gottfried Böhm mit Kohle grossformatig zu Papier gebracht und dem Autor seiner Monografie geschenkt. Skizzen Le Corbusiers stammen aus der Zeit, als der junge Kunsthistoriker im Verlag von Gerd Hatje als Lektor arbeitete, bevor er 32 Jahre lang als Radioredakteur beim Deutschlandfunk die Sparte Literatur und Kunst betreute und anschliessend 14 Jahre Architekturgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum lehrte, während er seine Texte schrieb.

DER VERÄNDERTE LESER Im Café des DAM sprach Hochparterre mit Wolfgang Pehnt und wollte wissen, wie sich das Metier der Architekturkritik in der Zeit seines Wirkens verändert hat.

Welchen Leser hat Wolfgang Pehnt vor Augen, wenn er schreibt? Ich habe noch die altmodische Vorstellung, dass man unterschiedliche Leserschichten erreichen sollte. Ich weiss, das ist eine Illusion, aber ich möchte so schreiben, dass es Fachleuten Stoff zum Nachdenken bietet, aber auch ein grösseres Publikum erreicht. Das Erzählen ist mir beim Schreiben immer wichtig gewesen: Was hatten die Protagonisten für Motive? In welchen Bedingungs-zusammenhängen

standen sie? Was ist schief gegangen? Das ist ja oft ein richtiger Roman, der sich da entwickelt. Mein Ideal ist ein gut lesbarer Text, der wissenschaftlich abgesichert ist. Also eine Art Lesevergnügen mit Anmerkungen.

Ist der «für alle Kulturerscheinungen offene Bürger», den Sie in einem Ihrer Bücher einmal beschworen haben, heute nicht ein Auslaufmodell? Es ist die Fiktion, mit der ich lebe. Meine Texte versuchen, die Reste des Bildungsbürgertums und ein paar Neuhinzukommende zu erreichen, um etwas wie eine – ein grosses Wort – kritische Öffentlichkeit herzustellen.

Der Schreiber als Anwalt des Laien, wie das der Schweizer Architekturkritiker Peter Meyer einmal formuliert hat. Genau. Man muss ja beides tun: Dem Nutzer eine Stimme geben und gleichzeitig versuchen, ihm die Architektur zu erklären. Ich meine, Architektur ist sehr viel weniger lesbar geworden. Auch durch veränderte Entwurfstechniken, durch Globalisierung und Anonymisierung. Wo gibt es heute noch den Bauherrn, der einen Bau von Anfang bis Ende verantwortet und seine eigenen Wünsche darin verwirklicht sehen möchte? Als sich ein Architekt noch an solchen Vorgaben reiben konnte, waren die Chancen für Qualität grösser als heute, wo die anonymen Baugesellschaften das Sagen haben.

Blieben wir beim Leser. Ist der heute «eifriger» als noch vor fünfzig Jahren? Ich glaube schon. Wenn ich allerdings in ein Hochparterre-Heft blicke, denke ich, es müsste immer noch Leser geben, die Zeit haben, sich auf Argumente einzulassen! Aber lesen Architekten eigentlich noch? Die werden zugemüllt mit unendlich viel Gedrucktem, das Berufsverbände und Interessengemeinschaften produzieren. Unabhängige Fachzeitschriften haben es auf dem Markt immer schwerer. Das Feuilleton der grossen Zeitungen wiederum bedient seine sehr unterschiedlichen Leserschichten mit griffigen Formulierungen und spektakulären Themen. Ich habe das Gefühl, dass heute schmissiger geschrieben wird als früher, aber selten stringent von einem bestimmten Gesichtspunkt aus argumentiert wird. Heute haben die Kollegen wechselnde Standpunkte und immer schöne Formulierungen parat. Es ist wie in der Star-Architektur: Auch hier müssen Unterhaltungsbedürfnisse bedient werden.

DIE VERÄNDERTE ARCHITEKTUR Finden Sie heute überhaupt noch Gebäude, Figuren, Themen, die Ihr Interesse wecken? Natürlich, immer wie-

den. Zum Beispiel ist die Frage, ob man verlorene Gebäude und ganze Stadtteile rekonstruieren soll, ein grosses Thema, weil es Identität, Authentizität und kollektive Erinnerung berührt. Oder die Frage, was mit unseren Kirchbauten passiert, bei den immer weiter zurückgehenden Zahlen von Gottesdienstbesuchern und den Finanznöten der Amtskirchen. Kirchen waren in den anonymen Vorortssiedlungen oft die einzigen Gelegenheiten, die den Gemeinden öffentliche Orte und anspruchsvolle Architektur boten. Was macht man nun damit?

Sollten wir überhaupt über das schreiben, was uns nahe steht, womit wir uns identifizieren? Oder sollten wir nicht eher über das schreiben, an dem wir uns stossen und reiben? Ist das nicht dasselbe? Was mir nahe liegt, provoziert mich besonders.

Das Letztere weckt wohl eher die Kritik, das erste eher Lob. Lob kann auch ein pädagogisches Mittel sein, das Gute zu fördern, wo es nicht ausreichend vorhanden ist. Für mich sind die geschichtlichen Prozesse mit ihren Bedingungen und Vorgaben wichtiger geworden als die Kritik am einzelnen Gebäude. Einmal, weil ich gerne Geschichte und Geschichten erzähle, aber auch weil ich merke, dass man dabei verloren gegangene Themen wiederentdeckt. Zum Beispiel die Frage des Bodeneigentums oder des Planungswertausgleichs. Mein Gott, was wurde das in den Sechziger- und Siebzigerjahren diskutiert. Oder Bewohnermitwirkung. Kümmert das heute noch jemanden?

Sie haben in vielen Medien Architektur vermittelt, weniger in Fachzeitschriften. Wäre Wolfgang Pehnt Redakteur einer Fachzeitschrift gewesen, hingen dann in der Ausstellung weniger geschenkte Bilder? Anders gefragt: Ist die Fachpresse kritischer gegenüber den Architekten? (Lacht) Ich möchte bemerken, dass in der Ausstellung auch viele gekaufte Bilder hängen. Aus der Sammlung bitte ich jedenfalls nicht zu schliessen, dass ich zu allzu grosser Freundlichkeit neige. >>

>Der Kölner Wolfgang Pehnt beschreibt die Kardinaltugenden der Architektur.



» **Feinde haben Sie auch?** Na klar. Von denen kommen keine Dankespräsente. Ich bin von Veranstaltungen zum Retrodesign zurückgekommen und war erleichtert, dass im Laufe der Zivilisation die Lynchjustiz abgeschafft worden ist.

Nochmals zur Frage: Ist die kritische Fachpresse, damals wie heute, wichtig? Sie sollte es sein. Ich glaube aber, dass sie es immer weniger ist. Eine richtig gute, scharf begründete Kritik finde ich auch in der Fachpresse nur selten. Das hängt einmal damit zusammen, dass es einen gewissen Zwang für die Redakteure gibt: Sie müssen Unterlagen bekommen, sie müssen sich mit dem Architekten über seine Vorstellungen unterhalten, über das, was anders als geplant gelaufen ist. Da entsteht oft Sympathie, leicht auch Kumpanei. Architekten sind ja meistens nette Menschen. Unabhängigkeit ist noch viel weniger gegeben, wenn die Fachzeitschriften in finanzielle Schwierigkeiten geraten, was zunehmend der Fall ist. Die Verleger sagen dann schon mal: Schreib über die Bauten mit dem Produkt XY ein bisschen freundlicher, die Firma inseriert. Oder: Hilf denen mit Serviceleistungen aus, Organisation von Kongressen, Juries, Präsentationen, du hast doch gute Kontakte.

Wo sehen Sie einen Ausweg aus diesem Dilemma? Den Pressionen standhalten, so gut es geht. Immanuel Kant wollte, dass das Individuum sich als «Selbstdenker» aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit befreit. Ein sehr schönes Wort, dieser Selbstdenker. Aber oft sind diese Typen auch einsame Alleindenker geworden, die nicht den Resonanzraum finden, den sie für das Selbstdenken brauchten.

DER VERÄNDERTE SCHREIBER **Erinnern Sie sich noch an Ihren ersten Text?** (Lacht) In der Obersekunda oder Unterprima musste ich bereits einen Klassenaufsatz über die Rekonstruktion des Frankfurter Goethehauses schreiben. Ich war natürlich dagegen.

Rekonstruktion, Wiederaufbau, Alt und Neu – über diese Themen schrieben Sie immer wieder. Das Erlebnis des Krieges muss Sie sehr geprägt haben. Das kann gar nicht anders sein. Einerseits dadurch, dass der deutsche Alltag nach 1945 durch den Wiederaufbau in Anspruch genommen war. Aber es gibt Erfahrungen, die weit tiefer sitzen. Wer als Kind in einem Luftschutzkeller hockte und dann in eine feuchte Wolldecke gehüllt durch den Feuersturm lief, dem erschien Architektur nie wieder als das Verlässliche, Feste und Dauerhafte. Aber schnelle Veränderungen passieren nicht nur durch Katastrophen. Wie schnell wechselt hier in Frankfurt die Stadtsilhouette, wird abgerissen und neu gebaut, wenn die Rendite es befiehlt!

Ist Moral heute noch eine Kategorie der Architekturkritik? Wenn das, was gebaut wird, einen Dienst vollzieht und nicht nur Selbstzweck ist oder eine PR-Leistung für den Auftraggeber,

wenn es den Sinn hat, den Menschen das Leben erträglicher zu machen – wenn Sie das unter Moral verstehen, dann ja.

Schönheit? Nochmal Kant: Schönheit im Bauen halte ich für eine anhängende, eine bedingte Kategorie. Sie ist meiner Meinung nach nicht das Ziel, auf das man von Anfang an losgehen sollte. Wunderbar, wenn sie sich trotzdem oder gerade deswegen einstellt.

In Ihrer grossartigen Kritik über das Kolumba-Museum von Peter Zumthor schreiben Sie an einer Stelle: «Das Wahre ist auch nicht mehr das, was es war.» Ist es heute schwieriger, Architektur zu beurteilen und Werte oder Regeln zu finden? Ich denke, ein paar Regeln gibt es, die immer noch anwendbar sind. Originalität und Qualität signalisieren uns: Dieser Bau geht dich etwas an. Dann: Welche Gefühle werden mobilisiert? Das darf man nicht hintan stellen. Viele der heutigen Aversionen gegen die Architektur der Sechzigerjahre gehen auf mangelnde Anmutungsqualitäten zurück. Es sind auch Fragen der Angemessenheit: Wird die Aufgabe überzogen? Um den Titel meiner Ausstellung «Die Regel und die Ausnahme» zu zitieren: Ist das eine der Ausnahmen, die wir uns wünschen, oder werden da zu viele Ausnahmen in den Konkurrenzkampf geschickt? Dann natürlich Fragen der sozialen Brauchbarkeit, der Rücksicht auf die Nachbarschaft, schlicht auch die Frage der Zweckmässigkeit und Wirtschaftlichkeit und natürlich des ökologischen Verhaltens: Wie geht man mit den begrenzten Ressourcen um?

Dass Sie mit der Originalität begonnen haben, verwundert mich. Ist der Zwang zur Originalität nicht einer unserer Flüche? Mit Originalität meine ich nicht die des spektakulären Auftritts, sondern die durchdachte, durchgeformte und eigenständige Arbeit eines «Selbstdenkers». Es ist ja ein Zweifronten-Konflikt. Einerseits sehe ich mich auf der Seite derer, die fragen: Müssen alle diese sensationellen Bau-Ikonen sein? Auf der anderen Seite möchte ich natürlich nicht die gedankenlose Architektur, die schiere Bauunternehmerarchitektur ohne jeden Ehrgeiz ausser dem nach schneller Amortisierung. Ich bin für die anständig befolgte Regel, die aber Ausnahmen zulässt, wo sie gerechtfertigt sind.

Was überwiegt in Ihrer Arbeit, die Erfolgserlebnisse oder die Misserfolge? Hängt davon ab, an welchen Massstab Sie denken. Die grossen Trends der Zeitgeschichte sind so dicke Bretter, dass einem der Arm schnell lahm wird. Im kleinen Massstab des einzelnen Bauwerks kommt es auf die eigene Überzeugungskraft an und auf die Einsichtsfähigkeit von Bauherr oder Architekt. Günter Behnisch hat mir um 1990 in Bonn seine Planung für den Bundestag gezeigt, wenige Tage bevor er sie der Baukommission vorlegen musste. Der Präsidialbereich lag damals noch zwischen Plenarsaal und Rhein. Ich fand, die Blickbeziehung zwischen Fluss und Parlament, zwischen Landschaft und dem wichtigsten Ort

der Demokratie müsse frei bleiben. Behnisch nahm das Handy, rief seine Mannschaft in Stuttgart an und liess sie von heute auf morgen umplanen. Das Bundestagspräsidium bekam einen Anbau neben, nicht hinter dem Saalbau. Mir hat das sehr imponiert, diese spontane Bereitschaft zur Revision.

Vielleicht hat es auch Ihrer Eitelkeit geschmeichelt? Auch das.

Sind wir heutigen Architekturkritiker zu wenig kritisch? Vor allem vermisse ich die deutlichen, durchgängigen, auch kontroversen Positionen, über die sich ein Diskurs führen liesse. Das liegt auch an den Medien. Das Internet mit seinen Blogs, Asides und Tweets, deren Verfasser oft nicht mal mit ihrem Namen für das einstehen, was sie schreiben, führt zu einem Pointillismus des Urteilens. Was Bauherren und Architekten betrifft: Sie können auch ohne uns. Im Gegenteil, wir Schreiber sind lästig, verzögern womöglich den Bauprozess, machen dann vielleicht noch die Öffentlichkeit störrisch gegen die wunderbaren Vorschläge des Architekten. Da sind wir also nicht unbedingt gefragt, wenn es nicht gerade liberale Typen wie Behnisch sind. Und die sogenannte Feuilletonkritik in den grossen Zeitungen – dort einen soliden Argumentationszusammenhang aufzubauen und dafür vielleicht auf eine brillante Pointe zu verzichten, verlangt Charakterstärke. Wenn man also realistisch ist: Eine Kritik will niemand. Wenn man überzeugt vom eigenen Standpunkt ist, dann schreibt man sie trotzdem.

BUCH

Wolfgang Pehnt, *Die Regel und die Ausnahme. Essays zu Bauen, Planen und Ähnlichem.* Hatje Cantz Verlag, Ostfildern 2011

MEHR IM NETZ

Wolfgang Pehnts lange Kritik zum Kolumba Museum von Peter Zumthor, erschienen in der Zeitschrift *Baumeister* 11/2007, als pdf zum Downloaden. > www.links.hochparterre.ch